

dizinern, „sexologisch“ „normalisierungswissenschaftlichen“ Experten, deren kommunikative Umdeutung, Zerstörung und chirurgische Wiederherstellung des transsexuellen Körpers detailliert und „dicht“ rekonstruiert wird.

Die Beschreibung der Prozesse des Geschlechtsübergangs ergänzt die Studie durch ein eindrückliches historisches Kapitel, das gewissermaßen die Erfindung der Transsexuellen durch die sexualwissenschaftlichen Experten zum Gegenstand hat. Was Foucault in seiner wissenschaftsgeschichtlichen Studie der Herculine Barbin andeutet, wird hier bis zum heutigen Zeitpunkt weiterverfolgt: waren die früheren Zwischengeschlechter (Hermaphroditen, sexuelle Zwischenstufen, Intersexuelle) von den Experten ihrer Zeit anhand eines Modells definiert worden, das von der Homologie der Genitalien ausgeht, so folgt die erst seit der Jahrhundertmitte aufkommende Definition der Transsexualität einem Differenzmodell der Geschlechter, das die Genitalien als binär entgegengesetzt ansieht.

Die Erzeugung des transsexuellen Körpers bietet ein Paradebeispiel für die soziale Konstruktion der Wirklichkeit, das auch die „subjektive Wirklichkeit“ der Transsexuellen selbst nicht außer acht läßt. Wie Hirschauer, eng an der Ethnomethodologie und Goffman angelehnt, in seinen Analysen der interaktiven Darstellungsleistungen von Transsexuellen in der Öffentlichkeit nachweist, übernehmen sie die von Experten vorgegebenen Schemata und bilden so die Identität dessen, was die Experten-kategorie verspricht – Transsexualität wird so zur eigenen Erfahrung.

Hier allerdings findet sich einer der wenigen Mängel dieses Buches. Wenn Hirschauer nämlich die subkulturelle „Transszene“ als eine der Stützen dieser Identität anspricht, so findet sich darüber genauso wenig in diesem Buch wie über die etwa von Anne Bolin aus diesen Szenen beschriebenen Inszenierungsleistungen, die Transsexuelle im Wissen um die Vorstellungen der Experten quasi ironisch vornehmen (Anne Bolin, 1988: In Search of Eve. Transsexual Rites of Passage. South Hadley/MA: Bergin & Garvey Publ.). Und auch über die Abgrenzung der Transsexuellen zu Homosexuellen und Transvestiten, über die Ausbildung von anderen „Zwischenformen“, wie etwa den „Transgendered“ (die der nicht zitierte Richard F. Docter, 1988: Transvestites and Transsexuals. Toward a Theory of Cross-Gender Behavior. New York und London: Ple-

num Press, beschreibt), sowie über die Unterschiede zwischen „Frau-zu-Mann“ und „Mann-zu-Frau“- Transsexuellen erfahren wir leider wenig. Dies allerdings, so könnte man einwenden, wäre eine andere Arbeit geworden, die, so kann man nur hoffen, von einem Forscher, wie Hirschauer einer ist, unternommen wird.

Es gibt Bücher, die man rezensieren muß, andere, die man rezensieren darf. Hirschauers Buch gehört m.E. sicherlich zur zweiten Kategorie. Es gelingt ihm über weite Strecken, theoretische Überlegungen und ethnographische Beobachtungen auf leserliche Weise zu verknüpfen, und selbst die eingestreuten Interview- und Gesprächsausschnitte nehmen sich weniger als die sonst üblichen datenversichernden Holpersteine aus, sondern belegen, illustrieren und ergänzen den „Metatext“. (Auch wenn man sich, ohne jeden Voyeurismus, sondern mit Blick auf die mehrfach betonte „Offensichtlichkeit“ des Berichteten, gern etwas Bildlichkeit gewünscht hätte.) Und dieser Metatext liefert nicht nur eine eindrucksvolle Ethnographie, die von der Zerbrechlichkeit des Geschlechts erzählt; er wirft auch ein Licht auf das soziale Prokrustesbett, in das die Transsexualität von Experten eingespant wird; und er macht schließlich deutlich, daß es – bei aller notwendigen reflexiven Bescheidenheit – möglich ist, davon wissenschaftlich zu berichten, ohne sich darüber zu erheben.

Hubert Knoblauch

Jürgen Gerhards und Bernd Schmidt, Intime Kommunikation. Eine empirische Studie über Wege der Annäherung und Hindernisse für „safer sex“. Baden-Baden: Nomos 1992. ISBN 3-7890-2710-3. 222 Seiten. Preis: DM 36,-.

Strategen der Liebe hieß ein altenglisches Lustspiel, nach einem der Dauerthemen von Bühne und Belletristik. Nur die spröde Schöne Soziologie verweigert sich standhaft dem Gegenstand. Erst auf dem Umweg über AIDS schauen wir genauer hin, wie die Leute einander nahekommen. Die beiden Autoren suchen „nach den sozial konstruierten Regelsystemen, die die Handlungen von Intimpartnern anleiten ...“, und vor allem: nach den Möglichkeiten der Veränderung von sexuellen Verhal-

tensweisen im Sinne einer Reduzierung des Risikos der HIV-Infektion“ (18). Prosaisch klingen Erkenntnisziel und Verwendungskontext; durchaus phantasievoll indessen mutet an, was hier aus der leidigen Kondomfrage gemacht wird.

Routiniert wird der theoretische Einstieg bei Parsons' Handlungsschema gewählt. Die „Rationalität des sexuellen Handelns“ und dessen soziale Dimension werden auf den Infektionsschutz ausgelegt (15-17). Der m.E. inadäquate (und im weiteren vergessene) Ansatz soll wohl den an sich selbstverständlichen Versuch legitimieren, Sexualität mit normalsoziologischen Mitteln zu analysieren. Hat doch die Moderne nicht nur die rational durchstrukturierten Bereiche des Wirtschaftens, Forschens, Regierens usw. ausdifferenziert, sondern auch den eigenständigen Bereich einer Intimität. Es besteht eine breite Palette von Möglichkeiten, sich Intimpartner/innen auszuwählen und die Beziehung zu ihnen zu gestalten (20f.). Mag auch die Ehe immer noch die meisten Geschlechtsverkehre stiften, so mehren sich die neuartigen Gelegenheiten, und von ihnen gehen die stärksten Attraktionen und Risiken aus.

Die hohen Ideale einer romantischen Liebe lassen die sexuelle Interaktion weitgehend offen, ja regellos (24). Die Zwei haben hier etwas auszuhandeln, wobei ihnen der Glaube an naturgegebene Skripte den klaren Blick versperren. Diese Einsicht zu vertiefen, gehört zu den besonderen Verdiensten der Studie: Es gibt keine „Naturwüchsigkeit“ im Zueinanderfinden (83). Die Soziologie hat hier einen ihrer wesentlichen Beiträge zum modernen Menschenverständnis zu verteidigen – angesichts der Wiederkehr biologisch-konstitutioneller Sexualerklärungen.

Als Methode werden leitfadengestützte Interviews benutzt. Begründet wird das Vorgehen mit mangelnden Vorkenntnissen zum Feld sowie mit der allgemeinen Sprachlosigkeit im Sexuellen (35f.). Damit wird endlich einmal gesehen – dies der psychosozialen AIDS-Forschung ins Stammbuch –, daß sexuelles Handeln nicht per Abkreuzen gewöhnlicher Fragebögen abzubilden ist. Erhoben werden Erzählungen, von denen auf die Handlungen zurückgeschlossen wird (36).

Die Grundgesamtheit, innerhalb deren die Befragung stattfand, wurde auf 20-30jährige mit heterosexuellen Neukontakten eingegrenzt; bei der Auswahl wurde nach Ge-

schlecht und Bildung quotiert. Die Stichprobe (N = 50) ist also nicht repräsentativ, erschöpft aber die gegebenen Handlungsmuster (dies schon mit den ersten 30 Fällen, S. 41). Daß gerade die 'Umfrage in der Intimsphäre' einer gewissen Professionalität bedarf, enthüllt gewollt die Klage, wie schwer es gewesen sei, Befragte zur Mitarbeit zu gewinnen (47).

Die Auswertung – wie es dasteht (50), erst nach der Erhebung festgelegt – nutzt das von Uta Gerhardt entwickelte Verfahren des idealtypischen Verstehens. Statt der versprochenen „Typologie intimer Interaktionsformen“ bekommen wir ein (und nur ein, S. 84) Ablaufmodell, wie zwei Neubekannte zum Koitus gelangen.

Sexuelles Handeln wird hier entscheidungstheoretisch interpretiert: „Es bedarf der Liebe als Begründung, um eine sexuelle Beziehung einzugehen“ (7). Möglicherweise verwechselt das die Ebene der Herstellung von Gefühlen (das Verlangen) mit derjenigen der Darstellung (im Interview). Vor allem die weiblichen Befragten äußern sich dazu sehr beredt, während die männlichen recht einsilbig bleiben.

Wie sich sexuelle Sinnbildung vollzieht, zeigen Gerhards/Schmidt im originellsten und längsten Kapitel des Buchs (83-142). Hier lassen sie – ich meine: glücklicherweise – ihre Vorannahmen zu den Liebestypen und zum Handlungsbegriff beiseite. Aus den Texten entnehmen sie die „kommunikativen Strategien“, mit denen Intimität aufgebaut wird. Zwei Grundmerkmale treten hervor: der Gebrauch verdeckter Mitteilungen (indirekte Kommunikation) und das schrittweise verdichtende Vorgehen (iterativer Prozeß). Die Gegensatzpaare Liebe/Sexualität sowie Romantik/Hedonistik (es sind m.E. keine) werden links liegen gelassen.

Man muß diesen Projektbericht vor dem Hintergrund der AIDS-Forschung und nach dem Stande der Sexualsoziologie bewerten. In beiden Hinsichten verdient sich das Buch hohes Lob. Man denke nur an die zahllosen (zahnlosen) anderen Studien zum Kondomgebrauch, die herausfinden, wer-wann-mit wem-wie oft das Ding überzieht. Nicht einmal die bessere Marktforschung würde so naiv an ihre Fragestellung herangehen, wie jene unsäglichen Studien es tun ('Haben Sie ...'), die allenfalls zur Beruhigung aufgeregter Seuchenpolitiker taugen. Gerhards und Schmidt hingegen finden den Handlungszusammen-

hang heraus und können darüber hinaus der Gesundheitspolitik überraschende Hinweise liefern. Mit angemessenem (eher sogar bescheidenem) Aufwand entstand hier eine sexualsoziologisch relevante und sozialpolitisch umsetzbare Projektstudie.

Rechten ließe sich mit den Autoren über die vorab eingeführte, nicht aus den Texten heraus entwickelte Typologie romantische Liebe vs. hedonistischer Spaß (20 u. pass.). Gerhards/Schmidt legen ihren Schwerpunkt auf den Romantiktypus, weil dieser weiterhin dominiere, weil seine Strukturmomente auch für den Hedonistiktyp konstitutiv seien (64). Die Autoren nehmen ihre Dichotomie also nicht sehr ernst. Außerdem sollten die beiden Ideale bloß eine „Sekundärprägung“ liefern (84). Mit dieser Einsicht hätten die Verfasser die Unterscheidung eigentlich nicht länger als Aufbauprinzip ihrer Interpretation verwenden dürfen; nach der 'Primärprägung' wäre zu fahndend gewesen.

Für dieselbe Person kann Romantik *neben* Hedonistik auftreten, je nach Lebensphase und Gegenüber. Die beiden Typen beziehen sich auf Verschiedenes, das gleichzeitig unabhängig voneinander, nacheinander usf. aktualisiert werden kann. Wie ich meine, sind Romantik/Hedonistik vor allem Merkmale von Situationen und Interaktionen, aber kaum von Akteuren (hier allenfalls auf der Einstellungsebene). Genug der Spekulation – es beginnt offenbar ein neues Projekt.

Das Buch kann in mehrerlei Hinsicht genutzt werden. Zunächst einmal (und hoffentlich) vom auftraggebenden Gesundheitsminister (sein Vorwort hält sich allerdings bedeckt). Sodann in Kursen zur Sexualität, zur Geschlechterbeziehung und zur dyadischen Kommunikation – als Musterbeispiel einer empirischen Sozialforschung, die ihr Vorgehen vollkommen transparent macht, selbst dort, wo sie Neuland betritt.

Rüdiger Lautmann

SOZIALPSYCHOLOGIE

Ann Elisabeth Auhagen und Maria von Salisch (Hg.), Zwischenmenschliche Beziehungen. Göttingen u.a.: Hogrefe 1993. 326 Seiten. ISBN 3-8017-0419-X. Preis: DM 58,-.

Die Herausgeberinnen nennen drei Ziele, denen der Band dienen soll: Es geht darum, „sich nicht nur auf (die) in der Forschung stärker beachteten Beziehungen zu beschränken, sondern die ganze Bandbreite der Beziehungen darzustellen, die Menschen im Alltag erleben“ (1). Dabei sollen „aktuelle Theorien, empirische Befunde und weiterführende Idee über die unterschiedlichen interpersonalen Beziehungen ..., die Menschen im Alltag erleben“ (a.a.O.), vorgestellt werden. Schließlich geht es auch darum, „die Veränderungen zwischenmenschlicher Beziehungen über die Lebensspanne zu berücksichtigen“ (2).

Dies Vorhaben spiegelt sich in der Gliederung der Aufsätze des Bandes. In einem ersten Abschnitt werden „Grundlagen“ von Beziehungen (Robert Hinde) und, gewissermaßen als biographischer Nukleus von Beziehungsstrukturen, Beziehungen zwischen Kindern (Lothar Krappmann, Maria von Salisch) diskutiert. Der nächste Abschnitt widmet sich Beziehungen innerhalb der Familie: Eltern-Kind-Beziehungen und ihrer Entwicklung (Kurt Kreppner, Yvonne Schütze), Geschwisterbeziehungen (Victoria Hilkevitch Bedford) und Variationen von Familienkonstellationen (Peter Kaiser). Daran anschließend geht es um heterosexuelle und homosexuelle Partnerbeziehungen (Hans Werner Bischoff; Rainer Hoffman et al.); um Freundschaft (Ann Elisabeth Auhagen) und Nachbarschaftsbeziehungen (Christian Melbeck) sowie schließlich um Beziehungen im Berufsleben (Oswald Neuberger; Anne Gaska und Dieter Frey). Ein abschließendes Kapitel beschäftigt sich mit allgemeinen Problemen von Beziehungsforschung (Gerold Mikula).

Der Versuch, das Spektrum der Beziehungsforschung aufzuarbeiten und auf diese Weise zu präsentieren, ist zweifellos sinnvoll. Zu recht weisen die Herausgeberinnen darauf hin, daß der Hauptakzent der Beziehungsforschung nach wie vor auf familiären bzw. dyadischen Beziehungen liegt, daß jedoch die Beziehungsformen sich durch die Entwicklung der Erwerbstätigkeit, Scheidungsraten, die

Differenzierung von „Normalbiographien“ erheblich ausgeweitet haben (man könnte ergänzen, daß sich im Zuge dieser Entwicklung auch die Fixierung des Blicks auf ein fiktives Spektrum von Normalbeziehungen gelöst hat). Insofern ist es verdienstvoll, den Stand der Forschung über Stieffamilien, erwachsene Geschwister, homosexuelle Paare quasi gleichberechtigt neben Standardthemen wie Eltern-Kind-Beziehungen zu behandeln. Die Lektüre bietet eine Übersicht über empirische Untersuchungen und theoretische Vorstellungen zu den jeweiligen Themenkomplexen – und das „leserfreundlich“, denn es wurde „bewußt auf die Darstellung von Koeffizienten, Signifikanz und ähnlichem verzichtet“ (4). Dies ist mutig. Koeffizienten und Signifikanzen haben auch Schutz- und Stabilisierungsfunktion. Es ist dem Projekt hoch anzurechnen, daß versucht wird, vergleichsweise ungesichert, in einfachen Worten, zu schildern, was der Stand der Forschung ist – schon deshalb, weil sich dabei zeigt, wie wenig tatsächlich bekannt ist und wie oft die Verallgemeinerung empirischer Befunde trivial wird bzw. wirkt.

Daß nicht alle relevanten Themen und nicht alle relevanten Aspekte der Themen behandelt werden, versteht sich von selbst. Beschränkungen sind unvermeidlich, aber einige inhaltliche Leerstellen sind bedauerlich. Was fehlt, ist eine Behandlung der Diskurse, die Grundlagen und Bedingungen von Beziehungen zum Thema haben (wie etwa Sozialanthropologie, Ethnologie, Soziobiologie). Es gibt auch keine theoriegeschichtlichen und sozialgeschichtlichen Auseinandersetzungen: Die Entwicklung von Beziehungen und die Entwicklung beziehungstheoretischer Vorstellungen fehlt gänzlich. Es findet zudem keine Auseinandersetzung zwischen unterschiedlichen beziehungstheoretischen Paradigmen statt. Dies hängt vermutlich damit zusammen, daß zwar Interdisziplinarität intendiert und in Ansätzen auch realisiert wird, daß die Beiträge jedoch hauptsächlich von Psychologen und Psychologinnen verfaßt sind und fast durchweg dem gängigen Stil der akademischen Psychologie verpflichtet sind. Das hat zur Folge, daß die Perspektiven und Methoden, die anderen Paradigmen folgen, wenig bis gar nicht auftauchen. So wird so gut wie kein Gebrauch von den Leistungen der Psychoanalyse gemacht, die gerade im Bereich der Beziehungsforschung eine ganze Reihe von Kompetenzen und Befunden bietet (von Mustern der Objekt-

beziehung bis zur Übertragung). Auch phänomenologische Ansätze zur Analyse von Subjekt-Objekt-Relationen finden kaum Beachtung. Aus soziologischer Sicht schmerzt naturgemäß am meisten, daß zentrale Theorien wie Interaktionismus, Sozialkognitivismus, Ethnomethodologie unberücksichtigt bleiben – der Name Goffman fällt ein einziges Mal in einem marginalen Zusammenhang.

Diese Ausgrenzung wird zwar in dem orientierenden Artikel von Hinde (indirekt) mit einer Gegenüberstellung von „interaktionstheoretischen“ und „beziehungstheoretischen“ Ansatz begründet, aber gerade dieser Text kann aus soziologischer Sicht nicht zufriedenstellen: der theoretische Begründungsaufwand ist eher bescheiden und mündet schnell in pragmatische Beschreibungen empirischer Beziehungsaspekte. Dies mag seinen Grund darin haben, daß es zwischen Soziologie und Psychologie nach wie vor in Theoriebedarf und -struktur Differenzen gibt. Das zeigt sich auch an den in den meisten Texten verwendeten induktiven Strategien, aus validierten empirischen Untersuchungen Verallgemeinerungen abzuleiten, ihnen (vorsichtig) Gesetzesstatus zuzuweisen und Theorien dann als Sammlung empirischer Regelmäßigkeiten zu betrachten.

Mit solchen Verfahren tut sich Soziologie eher schwer. Dennoch ist es (wie immer auch hier) für die Soziologie nicht nur interessant, sondern auch wichtig, sich darüber zu informieren, was innerhalb der Psychologie zum Thema erarbeitet wurde und mit dem (und auf dem) Stand der Kenntnisse zu operieren. Und in diesem Sinne ist es wichtig, daß solche Schritte zur Interdisziplinarität unternommen werden.

Johann August Schüle

*

Hans Peter Dreitzel, Reflexive Sinnlichkeit. Mensch – Umwelt – Gestalttherapie. Köln: Edition Humanistische Psychologie 1992. 293 Seiten. ISBN: 3-926176-35-0. Preis: DM 38,-.

Die Welt der Gefühle, Stimmungen und Leidenschaften ist für die Soziologie noch immer eine terra incognita. Der Diskurs über den vermeintlichen Siegeszug der Rationalität hat die Affekte an den Rand gedrängt und die expressiven Aspekte sozialen Handelns systematisch